

Jochen Frech, Jahrgang 1967, war Angehöriger eines Spezialeinsatzkommandos der Polizei und arbeitete mit internationalen Anti-Terror-Spezialisten. Heute ist er Leiter der Foto- und Videozentrale einer Bereitschaftspolizeidirektion und widmet sich, wann immer es ihm sein Dienst erlaubt, dem Schreiben von Kriminalromanen und Thrillern.

JOCHEN FRECH

Dezembermord

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für J. C.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: kallejipp/photocase.de
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0176-2
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Simon, Berlin.

Jede Gesellschaft hat die Verbrecher, die sie verdient.
Alexandre Lacassagne, franz. Kriminalsoziologe (1843–1924)

Prolog

»Hass – und – Tod – dem – SV – Berlin!«

Die Zuschauerränge der Heidelberger Schwimmhalle, in denen zu Beginn eine eher leidenschaftslose Heiterkeit geherrscht hatte, verwandelten sich zusehends in einen Hexenkessel.

»S – V – Nikar – olé, olé!«

Dumpfe Trommelschläge begleiteten die Anfeuerungsrufe der heimischen Fans. Als ob sich die Rotte der Schwarz-Weißen auf eine Schlacht jenseits des Schwimmbeckens einstimmen würde.

Sie liebte diese Atmosphäre.

Trotz des Rückstands.

Wenige Minuten vor Spielende führten die Gäste aus der Hauptstadt mit einem Punkt. Von den Tribünen gellten immer düsterere Sprechchöre gegen die Schiedsrichter, das gegnerische Team und die Anhänger mit den andersfarbigen Fähnchen.

»Tod – und – Hass – dem – SV – Berlin!«

Das Vorrundenspiel um den Deutschen Wasserballpokal der Frauen war von Beginn an außergewöhnlich hart gewesen und hatte die Unparteiischen von der ersten Spielminute an dazu gezwungen, massenhaft Fouls mit Unterbrechungen, Freiwürfen und Zeitstrafen zu ahnden, was die unheilswangere Stimmung jedes Mal von Neuem anheizte.

»Schiri, du Arschloch – Schiri, du Schwein!«

Zwei Spielerinnen waren bereits in den ersten beiden Vierteln wegen besonders grober Tätlichkeiten in die Kabine komplimentiert worden. Eine hatte ihrer Gegenspielerin während eines Eckwurfs den Arm ausgekugelt. Die andere hatte sich mit einem Ellenbogencheck den Ball erkämpft und dabei einer Verteidigerin die Nase zertrümmert. Beide Vorfälle passierten glücklicherweise direkt vor den Augen der beiden Referees. Die meisten anderen, größtenteils absichtlichen Unsportlichkeiten blieben den Augen der Offiziellen jedoch verborgen.

Genauso wie die vielen Provokationen *ihrer* Gegenspielerin.

Seit dem Anpfiff forderte Nummer acht sie bei jeder Gelegenheit heraus. Sie als »dumme Fotze« zu beschimpfen oder ihr in die Brustwarzen zu kneifen gehörte dabei zu den harmloseren Angriffen. Ein paarmal hatte sie ihr ins Gesicht gespuckt.

Der zähe Schlabber roch nach Lakritze.

Du musst dich beherrschen!

Die vielen Schläge und Tritte machten ihr nichts aus. Sie gehörten zum Geschäft.

Du kannst gut einstecken!

Ihr Trainer wusste um ihre Qualitäten.

Aus den Lautsprechern dröhnte Van Halen: »Jump – Jump!«

Ihr Team erhielt einen Einwurf. Im Bereich der Fünf-Meter-Linie gelang es ihr, sich mit einem harten Kniestoß in den Unterleib einer Verteidigerin von dieser zu lösen, und sie bekam prompt den Ball zugespielt. Einer raschen Körpertäuschung folgte ein knallharter Drehwurf in die kurze Ecke des Tores.

Volltreffer.

Der Ausgleich.

Keine wirft so hart wie du!

Begleitet vom frenetischen Applaus der Anhänger kralte sie zufrieden in die eigene Hälfte zurück. Beide Teams hatten jetzt vierzehn Punkte. Die Genugtuung, Nummer acht ausgetrickst zu haben, war größer als die Freude über den Torerfolg.

Während die gegnerische Mannschaft den Ball mit kurzen, sicheren Pässen ins Spiel brachte, näherte sich ihre Widersacherin und schwamm gefährlich nahe heran. In Erwartung einer Tätlichkeit drehte sie den Kopf zu einem der Schiedsrichter, der jedoch gerade mit dem Protokollführer diskutierte. Im selben Augenblick spürte sie den Schmerz. Es fühlte sich an, als ob ihr jemand ein glühendes Brenneisen in den Oberarm gerammt hätte. Ihr Aufschrei blieb im Gejohle der Fans ungehört.

Du kannst gut einstecken!

Eine Sirene deutete die letzte Spielminute an. Sie biss die Zähne zusammen und hob den Kopf, um das Spielgeschehen zu verfolgen. Ihre Mitspielerinnen hatten sich den Ball erkämpft und befanden sich bereits wieder jenseits der Mittellinie. Sie suchte den Blickkontakt zu ihrem Trainer, aber die gesamte

Bank verfolgte mit geballten Fäusten die Bewegungen in der Angriffszone. Nummer acht hatte sich ein paar Meter entfernt, grinste sie an und lutschte provozierend an ihrem Mittelfinger. Sie unterdrückte die Schmerzen, schwamm so schnell sie konnte auf die Gegenspielerin zu und rammte ihr ein Knie in die Magenrube. Dann ein zweites und drittes Mal. Nummer acht blieb die Luft weg. Ihre Pupillen tanzten wild hin und her.

»Auf einmal so brav?«, fauchte sie.

Erst jetzt warf sie einen Blick auf die pochende Wunde an ihrem Oberarm. Deutlich waren die Abdrücke der Zähne zu sehen. Ein briefmarkengroßer Hautfetzen fehlte.

»Geschieh dir recht, Fotze!«, zischte Nummer acht.

Schließlich verlor sie die Beherrschung, packte die Angreiferin am Kopf und drückte sie unter Wasser.

Fünf ... zehn ... zwanzig Sekunden.

Erst als ein lauter Pfiff den Lärm durchschnitt, ließ sie alarmiert los.

Ihr Team hatte den Siegtreffer erzielt. Die Fans tobten auf den Rängen wie eine Horde wild gewordener Affen.

Wenige Sekunden später ertönte die Schluss sirene.

Nummer acht glitt unterdessen auf den fünf Meter tiefen Beckenboden, wo man sie erst einige Zeit später entdeckte. Als die Rettungssanitäter endlich den leblosen Körper geborgen hatten, befanden sich die meisten bereits auf dem Weg nach draußen.

Es war Sonntag, der 28. Juli 1996.

Samstag

Kriminalkommissar Moritz Kepplinger trat aus dem überfüllten Linienbus auf den Vorplatz des Internationalen Flughafens von Athen. Der heiße Wind raubte ihm beinahe den Atem und gab ihm das Gefühl, in einem Backofen zu stehen. Kepplinger griff nach der Wasserflasche in der Seitentasche seines Trolleys und hielt die freie Hand schützend über die Augen. Obwohl er das Getränk erst vor einer knappen Stunde auf dem Weg vom Hotel zur Haltestelle gekauft hatte, schmeckte der Inhalt warm und abgestanden. Er beeilte sich, das klimatisierte Flughafengebäude zu erreichen. Sein Körper reagierte auf den erneuten Temperaturwechsel mit einer Gänsehaut. Beim Anblick der abstehenden Härchen und pustelähnlichen Erhebungen auf seinen Unterarmen schüttelte er sich.

Kepplinger klemmte sich den Trolley zwischen die Beine und studierte die riesigen Anzeigetafeln, auf denen die Abflüge gelistet waren. Düsseldorf, Rom, Moskau, Brüssel, Stuttgart. Bis zum Check-in für seinen Flug in die baden-württembergische Landeshauptstadt war es noch mehr als eine Stunde. Er erkundigte sich an einem Infoschalter nach der Flugabfertigung seiner Airline.

Die Angestellte, deren Körpergeruch ihn augenblicklich wieder an den Gestank im Bus erinnerte, deutete in Richtung Ausgang und erklärte ihm in gebrochenem Englisch den Weg zu einem externen Abfertigungsgebäude. »*Departures for cheap flights to Germany are not in this building.*«

Kepplinger hob die Augenbrauen und überlegte, ob er sich entschuldigen und versprechen sollte, beim nächsten Mal ein First-Class-Ticket für fünftausend Euro zu kaufen. Stattdessen lächelte er freundlich und bedankte sich mit einem Nicken.

Er machte sich auf den Weg in das Nebengebäude, um sein Gepäck in einem Schließfach zu verstauen. Danach wollte er in Ruhe Kaffee trinken und das verpasste Frühstück nachholen. Wäre die Putzfrau am Morgen nicht in sein Hotelzimmer geplätzt, hätte er glatt verschlafen.

Im Ausgangsbereich fielen ihm zwei herumlungernde Jugendliche auf, die schmutzige Jeans und löchrige T-Shirts trugen. Die nackten Füße, vom Staub der Straßen schwarz gefärbt, steckten in notdürftig mit Klebeband geflickten Sandalen.

In der griechischen Metropole waren minderjährige Bettler keine Seltenheit, die beiden machten jedoch keinerlei Anstalten, von den Vorübergehenden etwas einzufordern. Scheinbar gleichgültig beobachteten sie den regen Touristenstrom. Plötzlich schnellte der Glatzköpfige wie die Zunge eines Chamäleons nach vorn, griff geschickt durch das Gewimmel von Beinen und Gepäckstücken hindurch nach einem brennenden Zigarettenstummel, den ein Tourist achtlos auf den Boden geworfen hatte, und ließ sich, die Kippe bereits im Mundwinkel, wieder in seinen Schneidersitz zurückfallen.

Kepplinger kniff ungläubig die Augen zusammen. Eine solche Behändigkeit hätte er diesem Jungen niemals zugetraut. Merkwürdig, dachte er beim Weitergehen und stellte sich auf den Backofen ein.

Im Nebengebäude gab es zu seinem Verdruss weder einen Aufzug noch Rolltreppen. Die Anstrengungen des Athen-Marathons steckten ihm noch immer in den Knochen. Treppensteigen war fünf Tage nach dem Event noch die reinste Tortur. Am angenehmsten war es, die Stufen rückwärts hochzugehen.

Die fragenden Blicke einiger Touristen ignorierte Kepplinger. Vielleicht sollte ich zur Erklärung mein Finisher-T-Shirt überstreifen, dachte er.

»Kann man dir helfen?« Die freundliche Stimme gehörte einer hübschen blonden Frau, die sich in Begleitung einer ebenso attraktiven Brünetten befand.

»Geht schon, danke.«

»Hast du dich verletzt?«, erkundigte sich die Brünette.

»So würde ich das nicht nennen. Ich bin am Sonntag den Marathon gelaufen.«

»Cool«, sagte die Blonde.

»Marathon – bei der Hitze? Das ist ja auch nicht normal, oder?«

»Was ist schon normal?« Kepplinger schüttelte sich bei der

Erinnerung an den vollgepfropften Strand von Vouliagmeni, am einzigen Badetag, den er sich während seines Aufenthaltes gegönnt hatte. »Ich laufe regelmäßig, da spielt die Hitze keine so große Rolle.«

Mittlerweile waren sie im oberen Stockwerk angekommen.

»Ich find's voll geil«, sagte die Blonde. »Ein Freund von mir läuft auch Marathon. Wie lang hast du gebraucht?«

»Knapp vier Stunden«, antwortete Kepplinger und sah sich nach seinem Schalter um.

»Ist das gut?«

»Das war mein erstes Rennen über diese Distanz. Ich bin zufrieden.«

»Wow«, bemerkte die Brünette. »Und wohin fliegste jetzt?«

»Stuttgart.«

»Echt? Wir auch. Wie heißt du eigentlich?«

»Moritz.«

»Catrin«, stellte sich die Brünette vor.

Ihre Freundin hatte sich gebückt und hantierte an einem Fußkettchen.

»Daniela«, sagte sie, nachdem der Schmuck offenbar in der richtigen Stellung drapiert war.

»Freut mich«, erwiderte Kepplinger geistesabwesend und entdeckte den Abfertigungsschalter. »Wir sehen uns später«, sagte er, unschlüssig, ob er die Frauen zum Frühstück einladen sollte.

»Bestimmt«, erwiderte Catrin augenzwinkernd.

Zwanzig Minuten später fand Kepplinger im Food Village einen reizenden Tisch mit einer ebenso charmanten Bedienung. Während er die Karte überflog, zählte sie sämtliche griechischen und zypriotischen Spezialitäten des Restaurants auf. Er bemerkte den Duft ihres Parfüms: Chloé Chloé. Valerie war verrückt danach gewesen. Kepplinger musste schlucken, als er daran dachte, dass sie seit über einem halben Jahr getrennt waren.

»Are you okay?« Die Frage der Kellnerin riss ihn aus seinen Gedanken.

»Ich möchte einfach nur frühstücken«, sagte er verlegen und bestellte Kaffee, ein Schinken-Käse-Sandwich und eiskaltes Wasser.

Die Schlagzeilen der Tageszeitung (»Edward Snowden erklärt sich bereit, in Deutschland zur NSA-Spionageaffäre auszusagen« und »Twitter startet auf dem Börsenparkett an der New Yorker Wall Street«) langweilten ihn und passten nicht zu seiner Urlaubsstimmung. Ihm fiel auf, dass er während der gesamten Reise nur einmal an seine Arbeit bei der Göppinger Kriminalpolizei gedacht hatte. An die Fälle, die ihn in regelmäßigen Abständen einholten und an denen er, wie er befürchtete, zeitlebens zu nagen hatte.

Vielleicht liegt es an der Anstrengung und der Hitze, dachte Kepplinger. Die Bedienung brachte das Frühstück. Er schüttete Zucker in den kräftigen Kaffee.

Schließlich verdrängte er die düsteren Gedanken an die Schicksale der Toten und die ihrer Mörder mit einem herzhaften Biss in das Sandwich und besann sich darauf, dass er bis Mitte der kommenden Woche freihatte.

Etwas mehr als zweitausend Kilometer entfernt kündigte ein wolkenloser Himmel einen freundlichen Novembertag an. Milder Herbstwind brachte das Laub in der Parkanlage hinter dem Göppinger Renaissanceschloss zum Tanzen. Die Bäume, die das fußballplatzgroße Wiesengelände säumten, warfen im Licht der aufgehenden Sonne gespenstisch lange Schatten.

Lediglich eine Handvoll Frühaufsteher durchkreuzte an diesem Samstagmorgen den Park. Eine ältere Frau mit einem Rollator, die lustvoll in eine Brezel biss. Ein Jogger, der mit starrem Blick ein Bein vor das andere setzte und den Eindruck erweckte, Selbstgespräche zu führen. Zwei schlaftrunkene Teenager, beide mit zusammengeknülltem Schlafsack unter dem Arm, in der Hand eine schwarze Dose mit der Aufschrift »Monster Energy!«.

Niemand achtete um diese Zeit auf den gusseisernen Stauerbrunnen in der nordwestlichen Ecke des sogenannten Schlosswäldchens. Das mächtige Wasserbecken ruhte auf drei Löwen, den Wappentieren der Herzöge von Schwaben. Frisches Quellwasser sprudelte aus drei gebogenen Hähnen in

die Brunenschale. Auf dem Boden ringsum lagen unzählige Bierdosen und Zigarettensammel, gebrauchte Kondome und das zertrampelte Gestell einer Lesebrille. Wenige Meter entfernt lehnte ein verschmutzter Leinenrucksack an einer Parkbank.

Der Oberkörper des Mannes, dem der Rucksack gehörte, schaukelte auf der Wasseroberfläche des Brunnens sacht hin und her. Beide Arme, die in einer viel zu kurzen Armeejacke steckten, ruhten ausgestreckt auf dem Wasser. Seine Beine hingen leblos herab. Die Schuhspitzen der abgewetzten Turnschuhe berührten die Steinplatten.

Von Weitem sah es so aus, als ob der Mann beten oder medieren würde. Bei genauerem Betrachten fielen an den Stellen, an denen die Haut zu sehen war, blauviolette Verfärbungen auf. Im Gesicht und an den Händen hatte sich eine feine Wachsschicht gebildet.

Aus einer Hecke hinter dem Brunnen näherte sich schnarrend eine Rabenkrähe und hüpfte zwischen die herabhängenden Beine. Mit schräg gelegtem Kopf beäugte sie neugierig die Szenerie. Dann stieß sie ihren Schnabel fest in das weiche Fleisch des Wadenmuskels.

Die Temperatur des Brunnenwassers betrug neun Grad. Dies entsprach exakt der Körpertemperatur des Toten beim Eintreffen der Polizei.

Kepplinger entdeckte seine neuen Bekanntschaften vor einem Souvenirladen gegenüber dem Café. Daniela winkte ihm zu. Er erwiderte ihren Gruß und deutete auf die freien Stühle an seinem Tisch.

Dann passierte es.

Catrin stürzte, von einem gellenden Aufschrei begleitet, jäh nach hinten. Geistesgegenwärtig gelang es ihrer Freundin, sie am Arm zu packen. Dabei verlor sie aber ebenfalls das Gleichgewicht und fiel neben Catrin zu Boden. Ein Gepäckwagen krachte scheppernd gegen einen Postkartenständer.

Die Umstehenden schreckten zurück, und binnen Sekunden

verwandelte sich die Shoppingmall in einen wilden Ameisenhaufen. Die meisten drängten vom Ort des Geschehens zurück, andere sensationsgierig nach vorn. Jemand rief in dem aufgeregten Stimmengewirr nach einem Arzt, der Ladenbesitzer nach der Polizei. Eine ältere Dame, die neben ihrem umgestürzten Rollator am Boden lag, schrie hysterisch um Hilfe.

Kepplinger war von seinem Platz aufgesprungen, verlor aber in dem Getümmel den Blickkontakt zu den beiden Frauen. Jedoch bemerkte er die tätowierte Hand, die blitzschnell in eine der Handtaschen am Boden griff. Er stürzte sich in die Menge und suchte fieberhaft nach dem glatzköpfigen Jungen. Zu spät sah er den Räuber geradewegs auf ihn zurennen, im nächsten Moment prallte er mit Wucht gegen ihn.

Die Kollision war so heftig, dass Kepplinger mitsamt dem Burschen nach hinten kippte. Im letzten Augenblick gelang es ihm, sich auf die Seite zu drehen und den Aufprall etwas abzdämpfen. Kepplinger stöhnte vor Schmerzen und schaffte es gerade noch, das T-Shirt des Flüchtenden zu fassen.

Unversehens schlug ihm der Dieb ins Gesicht. Kepplinger packte ihn am Handgelenk, richtete sich auf und warf sich mit seinem gesamten Gewicht auf den Unruhestifter. Sein Widersacher schnappte nach Luft, und für einen Moment ließ die Gegenwehr nach.

»Quiet!«

Als Antwort begann der Bursche, wie am Spieß zu brüllen. Rasch bildete sich eine Gruppe von Gaffern um das seltsame Paar.

Kepplinger wurde lauter. »Quiet!«

Der Bengel tobte weiter. Das verfehlte seine Wirkung auf die Umstehenden nicht. Einige forderten Kepplinger auf, den Jungen loszulassen. Ein älterer Herr versuchte gar, ihn mit seinem Stock von dem Delinquenten hinunterzustoßen.

Kepplinger wünschte, seine griechischen Kollegen würden bald auftauchen, und mühte sich gleichzeitig, die aufgebrachte Menge zu beruhigen. »*He is a thief. A criminal!*«

Die Umstehenden gaben sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden. Erleichtert entdeckte er die beiden Frauen in der Menge.

»Was machst du denn da?«, brüllte Daniela. Catrin warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

Kepplinger wurde mit einem Mal unsicher, ob er den Sachverhalt richtig interpretiert hatte. »Seht in euren Handtaschen nach«, rief er unwirsch, während er alle Hände voll zu tun hatte, seinen Gegner in Schach zu halten.

Die beiden kramten in ihren Sachen.

»Hey! Meine Geldbörse fehlt!«, rief Catrin.

»Also doch«, knurrte Kepplinger und begann, die Kleidung des Jungen abzutasten. Schließlich zauberte er aus dem Hosensack ein Damen-Portemonnaie.

Im selben Augenblick kamen zwei Uniformierte angerannt und rissen Kepplinger energisch von dem Jungen weg. Kepplinger leistete keinen Widerstand, trotzdem landete er unsanft auf dem Boden. Beiden wurden die Arme auf dem Rücken verschränkt und Handfesseln angelegt. Er versuchte zu erklären.

»I am a German police officer.«

»Stop talking.«

Die Polizisten forderten ihn und den Jungen auf mitzukommen.

Kepplinger suchte die Reihen der Schaulustigen nach dem Komplizen ab. Einer der Ordnungshüter stieß ihn unsanft in Richtung Ausgang.

»There must be a second guy!«

»Stop talking!«

Kepplinger drehte den Kopf, um sicherzugehen, dass die beiden Frauen ihnen folgten. Daniela packte ihre völlig konsterniert wirkende Freundin am Arm und zerrte sie hinter der Gruppe her. Sie zwinkerte ihm zu, was er mit einem dankbaren Lächeln erwiderte.

Später im Flugzeug unterhielten sie sich über den Vorfall. Catrin war immer noch erschüttert.

»Ist ja auch eine üble Masche«, sagte Kepplinger. Nachdem der Sachverhalt bei der Flughafenpolizei geklärt worden war, hatten sich die griechischen Kollegen mit hochrotem Kopf für ihr rüdes Vorgehen entschuldigt und sich freundlich und

zuvorkommend gezeigt. Es gab Kaffee, Blätterteiggebäck und honigsüßen Likörwein. Kepplinger wurde als Zeuge, die beiden Frauen als Geschädigte vernommen. Anschließend sahen sie sich gemeinsam die Überwachungsbänder an. Trotz der schlechten Qualität konnte man erkennen, wie der ältere der beiden Jugendlichen Catrin von hinten mit einem Gepäckwagen in die Beine fuhr und sich aus dem Staub machte, nachdem sein Opfer am Boden lag. In dem Moment, als das Chaos ausbrach, erschien der andere und angelte sich die Geldbörse.

Solche Überfälle seien in allen größeren Städten an der Tagesordnung, erklärten die Kollegen. Die beiden Jungen waren polizeibekannt, aber offenbar zum ersten Mal am Flughafen aktiv gewesen. Der ältere wurde noch während der Vernehmungen vom Sicherheitspersonal der Metro aufgegriffen. Schließlich wurden Kepplinger und seine Begleiterinnen in letzter Minute, mit Blaulicht und Martinshorn, an die Gangway gebracht.

»Wird schon wieder«, sagte Catrin. »Aber jetzt möchte ich den Held des Tages zu einer Flasche Sekt einladen.«

»Gute Idee.« Daniela winkte einer Stewardess.

Polizeiobermeisterin Lea Thomann ließ sich zufrieden auf ihren Bürostuhl fallen, rückte ihre Uniformkrawatte zurecht und lehnte sich zurück. Die Vormittagsschicht war bislang ganz nach ihrem Geschmack verlaufen. Zum einen hatte sie den Leichenfundort am Stauerbrunnen »schulbuchmäßig« abgesperrt, wie sich der Chef der Polizeidirektion in dem eben zu Ende gegangenen Sechs-Augen-Gespräch mit ihr und dem Streifen dienstleiter ausgedrückt hatte.

»Selbstverständlich werde ich den Präsidenten darüber unterrichten.«

Zudem hatte ihr Vorgesetzter, im Hinblick auf ihre Bewerbung für die Kommissarslaufbahn, einem sechsmonatigen Vorpraktikum bei der Göppinger Kripo zugestimmt. Der Laufbahnwechsel war seit Langem ihr erklärtes Ziel, und nachdem sie vor einiger Zeit schon einmal eine Sonderkommission

unterstützt hatte und maßgeblich an der Ergreifung des Täters beteiligt gewesen war, konnte es ihr nicht schnell genug gehen, die Uniform an den Nagel zu hängen.

Zuletzt freute sie sich über die Kurznachricht auf ihrem Mobiltelefon:

»HI, MISS BOND, DANKE FÜR DIE GLÜCKWÜNSCHE, BIN AUF DEM WEG ZUM FLUGHAFEN. FREU MICH, DICH ZU SEHEN ☺ GLG M.«

Moritz Kepplinger, den sie von der damaligen Arbeit in der Ermittlungsgruppe kannte, nannte sie so, seit sie ihm bei der Festnahme des Mörders mit einem gezielten Fußtritt zugekommen war.

Lea bedauerte es, bislang keinen passenden Spitznamen für den sympathischen Kollegen gefunden zu haben. Seit der Zusammenarbeit im Sommer trafen sie sich regelmäßig zu gemeinsamen Unternehmungen. In manchen Nächten wünschte sie sich mehr als eine bloße Freundschaft, doch traute sie diesen Gefühlen nicht über den Weg. Noch knabberte sie schwer an ihrer letzten Beziehung, die nach einer Gewaltorgie zu guter Letzt vor Gericht geendet hatte.

Sie wusste, dass sich Moritz ebenfalls in einem ständigen Kampf mit den Dämonen seiner Vergangenheit befand, und respektierte, dass er nicht gern über solche Themen sprach. Einmal hatte er seine Gefühlswelt mit einem verletzten Adler verglichen, der sich zwar jeden Tag ein Stück näher an den Abgrund wagen, aber dessen Vertrauen in seine Schwingen für einen Sprung in die Freiheit noch nicht ausreichen würde. Seitdem mieden beide das Thema wie der Teufel das Weihwasser.

Moritz hatte sich vor seinem Marathontrip nach Athen ungewöhnlich reserviert gezeigt. Umso mehr freute sie sich jetzt über sein Lebenszeichen. Natürlich hatte sie gleich am Sonntagabend im Internet seine Laufzeit herausgefunden und ihm via Kurznachricht gratuliert. Aber eine Antwort war bislang ausgeblieben.

Kepplinger versuchte, einen der schneebedeckten Alpengipfel zu identifizieren, die unter dem Flugzeugrumpf wie Pilze aus dem Boden schossen. Von seinen zahlreichen Klettertouren kannte er sich in den Bergen aus. Aber aus zehntausend Metern Höhe war es beinahe unmöglich, sich zu orientieren.

Beim Anblick eines mächtigen Bergmassivs drängten sich die Erinnerungen an den Sturz an der Marmolada-Südwand in seine Gedanken. Die Bilder hatten nichts an Schärfe verloren und fügten sich zu einem jener Zeitrafferfilme in seinem Unterbewusstsein, die er nicht gern sah. Der herabsausende Felsbrocken, den er viel zu spät bemerkt hatte, bevor er ihn an der Schulter traf und aus der Wand riss. Der Schrei des Kameraden am Sicherungsseil und der scheinbar endlose Vierzig-Meter-Sturz in die Tiefe. Der dumpfe Aufprall auf dem marmorähnlichen Dolomit. Die Schmerzen und das bange Warten auf das Dröhnen der Rotorblätter des Rettungshubschraubers.

Eine Lautsprecherdurchsage des Copiloten holte ihn in die Gegenwart zurück. Das Flugzeug befand sich bereits im Landeanflug, und die Passagiere wurden aufgefordert, ihre Gurte zu schließen. Kepplinger klemmte seine zitternde Hand unter seinen Oberschenkel.

»Die aktuelle Temperatur in Stuttgart beträgt elf Grad. Wir hoffen, Sie bald wieder an Bord unserer Fluggesellschaft begrüßen zu dürfen.«

»Ich hoffe, dass *wir* uns wiedersehen«, sagte Daniela, die nachdenklich an Kepplinger vorbei aus dem Fenster blickte.

»Das lässt sich einrichten. Oberstdorf gehört zu meinen Lieblings-Kurzurlaubszielen«, erwiderte er. »Außerdem weiß ich ja jetzt, wo du dich abends rumtreibst.«

»Montag bin ich wieder auf Sendung.«

»Ich werd's mir ansehen«, versprach Kepplinger. »Aber bestimmt keine Reise buchen.«

»Ich gebe ja zu, dass die meisten Werbefilmchen ziemlich kitschig sind, aber wir haben wirklich unschlagbare Angebote.«

»Mag sein«, erwiderte Kepplinger. »Aber ich habe noch nie im Reisebüro gebucht, geschweige denn bei einem Reiseshoppingsender.«

»Hey!« Daniela mimte mit ihrer Hand eine Pistole und richtete den Zeigefinger mit einem herausfordernden Blick auf seine Brust. »Sag niemals nie.«

Kepplinger nahm schmunzelnd die Hände über den Kopf. »Überredet.«

Während des Landeanflugs dachte er an Lea. Er stellte sich vor, dass sie in der Ankunftshalle auf ihn warten und ihn dabei beobachten würde, wie er sich von seinen neuen Bekanntschaften verabschiedete. Obwohl er Lea als guter Freundin in dieser Hinsicht keine Rechenschaft schuldig war, störte ihn etwas an diesem Bild.

Über seine Gefühle zu der attraktiven Kollegin war er sich seit ihrer ersten Begegnung nicht im Klaren. Lea war ohne Zweifel eine außergewöhnliche und begehrenswerte Frau, aber vielleicht war es gerade deswegen so kompliziert. In keinem Fall wollte er die zarten Wurzeln ihrer Freundschaft leichtfertig aufs Spiel setzen. Vielleicht ging es Lea genauso. Sie hatten in aller Offenheit über ihre jeweils letzte Beziehung gesprochen, und Kepplinger begleitete seitdem das Gefühl, dass sie damit eine unsichtbare Grenzlinie zwischen sich gezogen hatten, die niemand zu übertreten wagte.

Als die Triebwerksgeräusche plötzlich verstummten und die Maschine in einen Parallelflug zum Boden übergang, öffnete Kepplinger die Augen und erblickte die Silhouette des Stuttgarter Fernsehturms am Horizont.

»Sie nehmen also an, dass der Mann ertränkt wurde?«

Kriminaloberkommissar Markus Ackermann nickte dem obduzierenden Arzt der Ulmer Gerichtsmedizin zu, der, ohne den Kopf zu heben, über die Ränder seiner Brille von der geöffneten Leiche aufsaß. »Er lag mehrere Stunden mit dem Kopf unter Wasser in einem Brunnen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

Ackermann kramte aus seiner Jackentasche ein Polaroidbild hervor und hielt es dem Rechtsmediziner hin. »Wir haben ihn in dieser Position vorgefunden.«

»Ich wollte wissen, wie Sie darauf kommen, dass er *mehrere Stunden* im Wasser gelegen hat?«

Markus Ackermann runzelte verunsichert die Stirn. »Nun, ich dachte, die beginnende Wachshautbildung würde dafürsprechen.«

Der hagere Mediziner musterte ihn aufmerksam. Sein kritischer Gesichtsausdruck verwandelte sich in ein anerkennendes Grinsen. »Richtig, junger Mann. Richtig!« Er rückte seine Brille zurecht und wandte sich wieder dem Toten zu. »Dann untersuchen wir jetzt mal die Lunge.«

Sein Assistent setzte ein Skalpell an und entfernte mit ausholenden, aber ruhigen Schnittbewegungen ein Stück der Lunge, deren Oberfläche wie ein angeschimmelter Rindersteak aussah.

Markus Ackermann griff nach seinem Notizblock und überflog die bisherigen Aufzeichnungen. Bislang hatten sie nicht viel über den Toten herausgefunden. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelte es sich bei dem etwa Fünfzigjährigen um einen Franzosen namens Henry Foret. Das aufgedunsene Gesicht hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit den Ausweispapieren in dem Leinenrucksack, der wenige Meter von der Leiche entfernt an einer Bank gelehnt hatte. Wenn er es war, hatte Foret bis zu seinem Tod in einem Ort ganz in der Nähe von Mulhouse im französischen Elsass gelebt. Ein Ermittlungssuchen an die Kollegen jenseits des Rheins war bereits auf dem Weg.

Was Henry Foret nach Göppingen verschlagen, wie lange er sich in der Stauferstadt aufgehalten hatte und welche Gründe zu seinem Tod geführt hatten, stand in den Sternen. Von der Kleidung und den Umständen des Tatorts ausgehend, hatten sämtliche Kollegen der Inspektion darauf getippt, Foret sei der Obdachlosenszene zuzuordnen. Aber für eine solche Vermutung war es seiner Ansicht nach viel zu früh.

»Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

Markus Ackermann erhob sich und blickte gespannt auf die Handvoll Schnittbilder auf einem Monitor, die wie bunte Röntgenaufnahmen aussahen.

»Also ...« Der Chefarzt deutete mit einem Kugelschreiber auf eines der Bilder. »Die weißen Flecken sind kontrastierendes

Wasser. Dieses befindet sich nicht nur in den großen Lungengefäßen ...«, der Kugelschreiber wanderte über den Bildschirm, »... sondern auch in den aller kleinsten Alveolen. Das bedeutet: Wasser wurde aspiriert.«

Der Mediziner wandte sich vom Monitor ab und ging zum Seziertisch.

»Außerdem ist das Zwerchfell, wie Sie sehen ...«, der Stift deutete jetzt auf eine Stelle neben dem entfernten Lungenstück, »... gegenüber dem Normalzustand deutlich gesenkt.«

Ackermann schüttelte angewidert den Kopf.

Der Pathologe nahm seine Brille ab und sah ihm in die Augen. »Ihr Mann starb zweifelsohne durch Ertrinken.« Sein Blick wanderte jetzt zwischen dem Assistenten und dem Kriminalbeamten hin und her. »Was wir jedoch nicht wissen, ist, ob er in Ihrem Brunnenwasser ertrunken ist.«

Ackermann war kurz davor zu erklären, dass dies weder sein Mann noch sein Brunnenwasser war. Jedoch kam ihm der Mediziner zuvor.

»Dies ließe sich mittels einer Virtopsy feststellen, wenn Sie uns eine Vergleichsprobe des Wassers zukommen lassen.«

»Darum kümmere ich mich.« Ackermann kritzelte eine Notiz auf einen Schmierzettel, bedankte sich und machte sich auf den Weg zu seinem Dienstwagen.

Die frische Luft tat gut. Ich werde mich nie an den Geruch dieser Kellergewölbe gewöhnen, dachte Ackermann. An den Anblick von ausgeweideten Toten.

Auf der Rückfahrt überlegte er, ob er Kepplinger über den Vorfall informieren sollte. Er wusste, dass sein Kollege bis Mittwoch Urlaub hatte, und war nicht sicher, ob er bereits aus Griechenland zurück war.

Er beschloss, ihn vorerst nicht zu belästigen. Vielleicht würden sich die Ermittlungen als unkompliziert herausstellen, und der Fall war rasch aufgeklärt.

Die Wälder auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb glänzten in prächtigen Herbstfarben. Ein kühler Wind trieb vereinzelt Nebelschwaden wie riesige Seifenblasen vor sich her. Unvor-

stellbar, dass der Wetterdienst für das kommende Wochenende einen ersten Wintereinbruch prophezeit hatte.

Markus Ackermann nahm den Fuß vom Gas und dachte an den Toten. Das Bild und der Gestank der Leiche auf dem Seziertisch passten nicht zu dem Postkartenidyll jenseits der Windschutzscheibe. Er schaltete das Radio ein, um auf andere Gedanken zu kommen.

Nach ein paar Takten summte er den Refrain des Meat-Loaf-Songs mit:

There's always something magic, there's always something new ...

Die Menschenansammlung auf dem Göppinger Synagogenplatz war eine willkommene Abwechslung zu ihrem tristen Alltag auf der Straße, zu dem es seit Wochen keine Alternative gab. In ihre verwaschene Stola gehüllt, mischte sie sich unter das Volk. Etwa dreißig Personen standen im Halbkreis um einen riesigen Trauerkranz aus wildem Efeu, in dem Dutzende weiße Rosen steckten. Einige der Männer trugen Kippas.

Sie trat näher an die Gruppe und las die Inschrift auf den hellblauen Schleifen: »Den Toten zur Ehre, den Lebenden zur Mahnung.«

Sie lauschte der Rede des Oberbürgermeisters, der über die Deportation der Göppinger Juden im Jahre 1941 berichtete. Angeblich waren es vierzig Männer und Frauen aus der Staufertstadt gewesen, die in das Konzentrationslager Riga verschleppt worden waren. Bis auf einen einzigen Mann seien dort alle zu Tode gekommen.

Sie hatte sich nie mit jüdischem Leben beschäftigt, aber diese Gedenkfeier zum Jahrestag der Reichspogromnacht berührte sie ungewollt. Die offensichtliche Anwesenheit von Juden löste sogar Schuldgefühle in ihr aus. Am liebsten wäre sie auf einen der schwarz gekleideten Männer zugegangen, um sich für die Gräueltaten der Nazis zu entschuldigen. Eine andere Stimme sagte ihr, sie habe mit ihren dreiunddreißig Jahren nichts mit dem Unrecht des Dritten Reiches zu tun.

Ein Rabbiner stimmte ein Lied an. Sie trat einige Schritte zurück und lauschte dem melancholischen, sich ständig wiederholenden Singsang: »*Hevenue Shalom Aleichem* – Wir wollen Frieden für alle.«

Diese Musik gefiel ihr, und für ein paar Minuten musste sie nicht an die Ereignisse der vergangenen Nacht denken. Daran, dass die Wut, die in ihrem Inneren wie glühende Lava schlummerte, aufs Neue ausgebrochen war und sie dazu gezwungen hatte, einen Feuersturm der Gewalt zu entfachen.

Als ihr jemand ein Liedblatt hinhielt, suchte sie erschrocken das Weite. Während der Kehrsvers immer leiser und schneller wurde, dachte sie an den Spruch auf einem Karton, den einer der Männer während der Ansprache hochgehalten hatte: »Wo Recht zu Unrecht wird, wird Widerstand zur Pflicht!«

Die Landung am Stuttgarter Flughafen war perfekt. Die Mehrheit der Passagiere klatschte lautstark Beifall. Kepplinger hasste diese Unsitte. Vielleicht ist es ein Ausdruck der Erleichterung, lebendig angekommen zu sein, dachte er.

Daniela lächelte ihn an. »Auf geht's, Herr Kommissar.«

Er schmunzelte und verfolgte die hektische Betriebsamkeit im Flugzeug. »Ich hab's nicht eilig.«

Tatsächlich verging über eine Stunde, bis ihr Gepäck auf die Förderbänder rollte. Sie passierten den Zoll und zwei übel-launige Beamte, die den Frauen ungeniert hinterherglotzten. Kepplinger schüttelte den Kopf.

»Wundert dich das?« Daniela hakte sich bei ihm unter. »Wir haben uns längst daran gewöhnt – Männer!«

Kepplinger versprach, die beiden in Oberstdorf zu besuchen. »Sobald es ordentlich Schnee hat, packe ich die Skier ein.«

Sie küssten sich zum Abschied auf die Wangen, dann folgte er den Hinweisschildern zur S-Bahn.

Zurück auf der Dienststelle, trat Markus Ackermann in das offen stehende Büro seines Kollegen Salvatore Falcone. Der gebürtige Italiener streifte gerade seine langen schwarzen Haare durch ein Gummi und war mit dem straffen Pferdeschwanz offensichtlich zufrieden.

»*Bene*«, sagte er und deutete auf den Bürostuhl gegenüber. »Was sagen die Götter in Weiß?«

Ackermann setzte sich und schleuderte seinen Notizblock auf die Tischplatte. »Foret wurde ertränkt. Die Blutuntersuchung dauert noch.«

»Nicht gerade viel für einen Vormittag in der Rechtsmedizin«, sagte Falcone und lachte.

»Die Jungs waren ziemlich begeistert und drohten damit, eine gesalzene Rechnung mit Wochenendzuschlag zu veranlassen.«

»Was dir ziemlich egal sein dürfte, *amico*.«

»Ach so, noch was. Die letzte Mahlzeit unseres Toten war ein Zwiebelrostbraten mit Bratkartoffeln, den er zwischen acht und neun gestern Abend zu sich genommen hat.«

»Teures Essen für einen Penner«, erwiderte Falcone. »Entschuldige: Obdachlosen.«

»Wie meinst du das?«

»Wir waren im Park und bei der Heilsarmee«, erklärte Falcone. »Ein paar Leute kannten ihn vom Sehen. Aber offensichtlich war er selten in der Stadt und ein unbeliebter Einzelgänger.«

»Also doch ein Clochard«, murmelte Markus Ackermann. »Und die, mit denen ihr gesprochen habt, kennen ihn unter dem Namen Foret?«

»Nur Henry«, meinte Falcone. »Niemand wusste irgendetwas über diesen Menschen zu berichten. *Niente*.«

»Irgendeine Reaktion aus Frankreich?«

»*Niente di niente*.«

»Darum kümmere ich mich.« Markus Ackermann wandte sich zum Gehen. »Für wann haben wir die Besprechung anberaumt?«

»*Alle quattro*.«

Ackermann warf einen Blick auf die Uhr. »Na dann bis in zwei Stunden.«

In seinem Büro angekommen, blätterte er gedankenverloren

in der Lichtbildmappe, die ihm einer der Kollegen der Spurensicherung auf den Tisch gelegt hatte. Er musste sich eingestehen, dass er so gut wie nichts über das Milieu wusste, in dem sich der Tote herumgetrieben hatte.

Foret war einer von den Schattenmenschen, dachte Markus Ackermann. Einer von denen, die in unserer Gesellschaft leben und die wir erst wahrnehmen, wenn sie tot in einem Brunnen liegen. Dann griff er zum Telefonhörer und wählte die Nummer der Police Municipale in Mulhouse.

Heute war definitiv ihr Glückstag. Lea Thomann ballte triumphierend die Fäuste. Vor wenigen Sekunden hatte ihr Vorgesetzter ihrem Wunsch entsprochen, die restlichen Überstunden abzufeiern, und versichert, dass die Schicht stark genug sei, den bevorstehenden Nachtdienst zu bewältigen. Es wäre ihre vorerst letzte Nacht gewesen, die sie sich im Streifendienst um die Ohren hätte schlagen müssen.

»Zumindest für ein ganzes halbes Jahr«, flüsterte Lea ihrem Spiegelbild zu, während sie schmunzelnd ein Haar ihrer Augenbraue wegzupfte und an den Bestseller von Jojo Moyes auf ihrem Nachttisch dachte. Ingeheim hoffte sie, nie mehr in eine Uniform schlüpfen zu müssen. In jedem Fall war das unverhoffte Dienstfrei ein willkommener Start.

Lea tänzelte in die Garderobe und packte ihre Faustschützer in die Sporttasche. Sie freute sich auf das Training in ihrem Kampfstudio, das sie, seitdem sie in den Südwesten der Republik gezogen war, wenigstens dreimal die Woche besuchte. Heute Nachmittag stand die wöchentliche Privatstunde auf dem Programm. In diesen sechzig Minuten (Mika, ihr Trainer, hängte meistens eine Viertelstunde dran) lernte sie so viel wie sonst in einem ganzen Monat. Danach würde sie eine Anfängergruppe unterrichten und anschließend nochmals eine Stunde Sparring absolvieren. Wing Chun war ein Teil ihres Lebens geworden. Das Selbstverteidigungssystem entsprach genau ihrer Vorstellung eines Kampfstils, der sich mit einem Wort zusammenfassen ließ: Effektivität.

Andere Kampfsportarten passten nicht zu ihr. Vor Jahren hatte sie in mehreren Studios Probetrainings absolviert. Lea wusste nur allzu gut, dass es in realen Auseinandersetzungen keine Regeln gab, niemanden, der sich an einen Ehrenkodex hielt, der es beispielsweise untersagte, dem Gegner in den Unterleib zu treten. Wenn es darauf ankam, seine Haut zu retten, waren für Lea die wirksamsten Techniken gerade gut genug. Leider hatte sie diese Erfahrung viel zu oft machen müssen.

Lea strich sich über die Narbe an ihrem linken Oberarm. Ein hässliches Andenken an ihren Exfreund. Viel zu spät hatte sie eingesehen, dass es sie immer unglücklich machen würde, einen Alkoholiker zu lieben. Viel zu oft hatte sie sich von ihm demütigen lassen und seinen Entschuldigungen nachgegeben. Nach ungefähr einem halben Jahr und unzähligen Versuchen, ihn von seiner Sucht abzubringen, hatte sie die Koffer gepackt und ein letztes Mal auf ihn gewartet. Als sie ihn mit ihren Absichten konfrontierte, drehte er vollends durch und drosch mit einer Whiskeyflasche auf sie ein, bis das Glas in tausend Stücke zersprang. In dem Moment, als er ihr mit dem abgebrochenen Flaschenhals eine klaffende Schnittwunde am Arm zufügte, wusste sie, dass es ums nackte Überleben ging. Zum ersten Mal ging sie ohne jede Rücksicht auf Konfrontationskurs. Ihre damaligen Kenntnisse waren völlig unzureichend, trotzdem gelang es ihr, einen weiteren Angriff abzuwehren, ihm mit aller Kraft in sein bestes Stück zu treten und die Flucht zu ergreifen. Damit war die Sache zumindest physisch erledigt gewesen.

Einige Auseinandersetzungen im Polizeidienst, bei denen sie Wing Chun angewandt hatte und unverletzt geblieben war, bestätigten sie in der Meinung, *ihr* Selbstverteidigungssystem gefunden zu haben.

Mit dem bitteren Nachgeschmack der Erinnerung verstaute Lea Mobiltelefon und Schlüsselbund in ihrer Jackentasche, knallte die Wohnungstür zu und machte sich auf den Weg zu ihrem Stellplatz.

Der Zug kam fahrplanmäßig in Göppingen an. Es war kurz vor vier, als Moritz Kepplinger auf den Bahnhofsvorplatz trat. Er überlegte, ob er die knapp zwei Kilometer zu seiner Wohnung zu Fuß gehen sollte. Doch die vielen Menschen, die hektisch aus den angrenzenden Straßen in Richtung Bahnhof drängten, und die anhaltende Müdigkeit in seinen Beinen hielten ihn davon ab.

Kepplinger ging zu einem Taxi, wuchtete sein Gepäck in den Kofferraum, ließ sich auf den Beifahrersitz plumpsen und nannte die Adresse.

»Ganz schön viel los«, kommentierte er das Schneckentempo, mit dem sie sich mühsam durch die Innenstadt quälten. Schließlich kam der Verkehr komplett zum Erliegen.

Sofort setzte ein wütendes Hupkonzert ein, das einem Lieferwagenfahrer galt, der in zweiter Reihe parkte und seelenruhig einen Karton nach dem anderen in einen Asia-Shop trug.

»Immer um dies' Zeit Katastrophe«, erwiderte der Taxifahrer. »Konnte meinen, ist Großstadt.«

Kepplinger dachte an das Verkehrschaos in Athen. »Eine kleine zumindest«, sagte er lächelnd.

»Okeh, miettel.« Der Taxifahrer lachte. »Abär so gefährlich wie große Stadt.«

Kepplinger musste unvermittelt an den Raubüberfall am Morgen denken und war kurz davor, dem Fahrer von diesem Erlebnis zu berichten. Stattdessen erkundigte er sich höflichkeitshalber: »Wie kommen Sie darauf?«

»Heute Morgän Leiche gefunden, von Mann. Wurde ermordet.«

Kepplinger war mit einem Mal hellwach. »Wie? Wo wurde eine Leiche gefunden?«

Der Taxifahrer genoss es sichtlich, das Interesse seines Fahrgastes geweckt zu haben. »Bei Park hinter Schloss. Bei Brunen. Viele Polizei gewesen.«

Kepplinger versuchte, sich die Örtlichkeit ins Gedächtnis zu rufen. Er wohnte seit Ende seines Studiums in Göppingen. Zu seinem Bedauern hatte er seitdem wenig Zeit damit verbracht, die Fünfzigtausend-Einwohner-Stadt näher zu erkunden. Den-

noch glaubte er, die Location zu kennen. Eine andere Frage drängte sich auf. »Woher wissen Sie das?«

Der Taxifahrer zuckte mit den Schultern. »Von Kollege. Bei Taxi.«

Kepplinger sah auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach vier. Wenn es sich tatsächlich um einen Mord handelte, wäre das komplette Ermittlerteam im Einsatz. Dann traf er seine Entscheidung.

»Fahren Sie mich zur Polizeidirektion.«

Franziska, die Sekretärin der Kriminalinspektion, sah ihn ungläubig an. »Moritz, was machst du denn hier? Ich dachte, du wärst in Griechenland.«

Kepplinger stellte seinen Koffer ab. »War ich auch, Franzi, bis gerade eben.«

Sie warf einen Blick auf seine Siebensachen. »Du musst uns sehr vermisst haben.«

Er lächelte. »Ehrlich gesagt habe ich nicht besonders oft an die Arbeit gedacht.«

Sie hob fragend die Augenbrauen. »Hast du von der Geschichte im Park gehört?«

»Eben im Taxi.«

»Es gibt noch nicht mal eine Pressemeldung.«

»Mund-zu-Mund-Propaganda ist schneller als jedes Fernschreiben.« Er zuckte mit den Schultern. »Wo sind die anderen?«

Sie deutete mit einer Kopfbewegung nach oben. »Im Lehrsaal. Die Besprechung hat um vier begonnen.«

Kepplinger schnappte sein Gepäck und schleppte es in sein Büro. Wie immer herrschte auf dem Schreibtisch seines Kollegen Salvatore Falcone ein heilloses Durcheinander. Er nahm sich einen Notizblock aus einer Schublade und griff nach einem Kugelschreiber. Auf dem Weg zum Besprechungszimmer kam er noch mal an Franziskas Büro vorbei.

»Übrigens, Moritz.«

»Ja?«

»Siehst gut aus. Richtig entspannt.«

»Danke.«

In der Vorahnung, dass sein Urlaub ein unerwartet jähes Ende genommen hatte, hastete Kepplinger die Treppen ins oberste Stockwerk des Gebäudes hinauf.

Der Raum war abgedunkelt. Ein Beamer projizierte Aufnahmen vom Tatort auf eine Leinwand. Markus Ackermann kommentierte die Bilder. Als er Kepplinger entdeckte, hielt er mitten im Satz inne. »Moritz!«

Die Kollegen drehten überrascht den Kopf. Jemand betätigte den Lichtschalter. Salvatore Falcone sprang von seinem Stuhl auf und umarmte ihn. »*Come va, il mio amico?*«

»Mir geht es blendend«, antwortete Kepplinger.

Brandstätter, der Inspektionsleiter, sah ihn nach einem Blick auf die Uhr vorwurfsvoll an. »Mensch, Kepplinger, wo kommen Sie denn jetzt her?«

Die Kollegen fingen an zu schmunzeln.

»Aus Athen«, antwortete er knapp.

»Stimmt ja.« Brandstätter schlug sich gegen die Stirn. »Wie dem auch sei, Sie kommen wie gerufen.«

Kepplinger berichtete, wie er im Taxi von dem Mord erfahren hatte.

»Dann beginne ich nochmals von vorn«, sagte Markus Ackermann. »Wir sind noch nicht allzu weit gekommen.«

Kepplinger machte sich eifrig Notizen, während er den Ausführungen folgte. Nach und nach bekam er ein Bild der Ereignisse. Um Viertel vor acht war der Leichenfund über Notruf beim Polizeirevier gemeldet worden. Drei Minuten später war die erste Streifenbesatzung mit Lea Thomann vor Ort gewesen. Mit Genugtuung nahm Kepplinger zur Kenntnis, dass Lea beim Absperren des Tatorts tadellose Arbeit geleistet hatte. Nach dem jetzigen Stand der Ermittlungen war der Mann am Vorabend gegen elf in dem Brunnen ertränkt worden.

»Hierzu warten wir noch das Ergebnis der Wasserprobe ab«, sagte Markus Ackermann. »Der Tote wies keine frischen Verletzungen auf, weshalb wir einen Kampf ausschließen können.«

»Bis auf die Wunde am Bein«, warf Salvatore Falcone ein.

»Hierbei handelt es sich um eine postmortale Verletzung,

vermutlich durch eine Rabenkrähe, was laut den Gerichtsmedizinern häufig vorkommt, wenn eine Leiche in dieser Jahreszeit mehrere Stunden im Freien liegt«, erklärte Ackermann.

»Das ist ja eklig«, sagte Anja Kober, die einzige Frau der Kriminalinspektion.

Kepplinger betrachtete eine Detailaufnahme der kreisförmigen Wunde, aus der ein Stück rosafarbenes Muskelfleisch, an einer einzigen Sehne hängend, hervorsprang, und gab ihr stillschweigend recht.

»Neben dem Toten wurde ein Rucksack gefunden, in dem sich ein paar gebrauchte Kleidungsstücke, zwei Würst Dosen, ein angeschimmelter Toastbrot, eine Wasserflasche und eine Geldbörse befanden«, fuhr Markus Ackermann fort. »In der Börse waren ein paar Münzen und ein Zehn-Euro-Schein, der französische Pass des Ermordeten und eine Kundenkarte einer Consorsbank, BNP Paribas. Hat das schon mal jemand gehört?«

Alle schüttelten den Kopf.

»Bei dem Toten handelt es sich um den achtundfünfzigjährigen Henry Foret, wohnhaft in der Rue Louis Blériot 26 im elsässischen Habsheim. Das liegt etwa eineinhalb Kilometer von Mulhouse entfernt.«

»Da war ich schon«, warf Christian Schwarz ein. »Das ist ganz in der Nähe vom EuroAirport Basel-Mülhausen.«

Kepplinger mochte den jungen Kommissar, der sich in seiner Freizeit mit Geschichtsbüchern und klassischer Literatur befasste, und blinzelte ihm zu.

»Ich habe Foret in sämtlichen Datensystemen überprüft«, informierte Falcone, ohne den Blick von den Händen zu nehmen, mit denen er gerade eine Zigarette drehte. »Alles negativ.«

»Die Kollegen der Police Municipale sind unterrichtet«, fuhr Markus Ackermann fort. »Allerdings wurde von deren Seite offenbar noch nichts unternommen.«

»Warum nicht?«, erkundigte sich Brandstätter.

»Wenn ich den Sergeant richtig verstanden habe, steckt die örtliche Polizei noch mit der Police Nationale im Streit darüber, wer in diesem Fall zuständig ist. Beide versuchen, sich gegenseitig den Schwarzen Peter zuzuschieben.«

»Gibt es Zeugen?«, wollte Kepplinger wissen.

»Bislang nicht«, sagte Markus Ackermann. »Wir haben für morgen einen Zeugenaufruf in der Sonntagszeitung und den lokalen Radiosendern vorbereitet.«

»Vielleicht sollten wir einfach alle Obdachlosen befragen, die sich abends dort aufhalten«, schlug Falcone vor. »So viele können das ja nicht sein, oder?«

»Damit fangen wir nach der Besprechung an«, gab Markus Ackermann die weitere Vorgehensweise bekannt. »Viel mehr können wir mit unserem bisherigen Kenntnisstand am Wochenende gar nicht tun.«

Kepplinger war im Begriff, die Hand zu heben und sich für diesen Part anzubieten, zog sie aber im selben Moment wieder zurück und warf einen Blick auf die Fragen, die er sich notiert hatte. Die Sonderkommission musste bis zum nächsten Morgen ohne ihn auskommen.

Markus Ackermann teilte die Ermittler in Gruppen und Stadtgebiete ein. Als hätte er Kepplingers Gedanken lesen können, ließ er ihn außen vor.

»Du kommst erst mal hier an«, begründete er knapp seine Entscheidung und erklärte die Besprechung für beendet. Beim Verlassen des Lehrsaals klopfte er Kepplinger auf die Schulter. »Freut mich riesig, dass du wieder da bist.«

Lea Thomann wehrte sich mit Leibeskräften gegen eine Serie von Schlägen, die wie ein Trommelfeuer auf sie einprasselten. Sie streckte die Hände weit nach vorn und parierte die Angriffe mit den Unterarmen.

Nutze die Kraft des Gegners.

Immer wieder gelang es ihrem Trainer, die Deckung zu durchbrechen und ihr einen schmerzhaften Treffer zu verpassen. In der Vorbereitung auf die nächsthöhere Graduierung war es ihr eigener Wunsch gewesen, Mika möge sie während der Sparrings nicht schonen. Nicht selten bezahlte sie diese Entscheidung mit einer Armee von blauen Flecken oder einer angebrochenen Rippe.

Ist die Kraft des Gegners zu groß, gib nach.

Sie nahm die Schulterblätter zurück und machte einen Ausfallschritt nach hinten. Gerade so weit, dass sie sich für einen Moment außerhalb der Reichweite seiner Fäuste befand. Mika war gezwungen, ihr nachzusetzen, wollte er seinen Angriff fortführen. Lea achtete mit Argusaugen auf jede seiner Bewegungen. Da! Ein unscheinbares Zucken in der Hüfte verriet ihr die Absichten ihres Kontrahenten. Sie schnellte nach vorn und erstickte den gefährlichen Tritt im Keim.

Ist der Weg frei, stoß nach vorn.

Für den Bruchteil einer Sekunde öffneten sich seine Arme. Lea rammte ihm die Fäuste in den Solarplexus. Mika verdrehte die Augen und geriet ins Taumeln. Schließlich sackte er nach Luft ringend vornüber und deutete mit vorgehaltenen Händen eine Pause an. Lea kniete sich besorgt neben ihn und reichte ihm eine Wasserflasche.

»Gut gemacht«, keuchte ihr Coach, nachdem er sich von dem Knock-out erholt hatte.

Jetzt spürte auch Lea die Anstrengung. Ihr Herz raste. Sie ließ sich erleichtert auf die Matten fallen und atmete tief durch. »Hab ich alles von dir gelernt.«

Mika nickte grinsend. »Mag sein«, erwiderte er. »Aber um einen solchen Angriff zu parieren, braucht es mehr als Technik. Vergiss nicht, dass ich doppelt so viele Kilos auf die Waage bringe.«

»Vergiss nicht, dass ich eine Frau bin.«

Mika prustete vor Lachen. »Daran wird es wohl liegen.«

Lea rieb sich mit einem Handtuch den Schweiß aus dem Gesicht. »Das war's für heute, oder?«

Ihr Trainer sah auf die Uhr und nickte. »Noch mal würde ich heute sowieso nicht gegen dich antreten.«

»Scherzkeks.« Lea deutete einen weiteren Schlag gegen die Brust an. »Ich geh dann vor dem Kurs noch kurz unter die Dusche.«
